

Die mehrfach geäußerte Ansicht, daß der Wind der erste Kern gewesen sei, an dem sich die Idee des Göttlichen unter den Menschen entwickelte, hat in neuester Zeit an W. Schwarz „der Ursprung der Mythologie dargelegt an griechischer und deutscher Sage. Berlin 1860. 8.“ einen ebenso gelehrten als eifrigen Verfechter erhalten, der mehr als vor ihm irgend Jemand an der Hand der Ueberlieferung die Wahrheit einer solchen Auffassung zu begründen versucht hat. Zwar läßt sich der gute Theil der von ihm für seine Ansicht geltend gemachten Göttergestalten in ihrer Bedeutung nicht abweisen, während andere zu eng auf eine vereinzelte Erscheinung beschränkt werden, die ihrem gesammten Elemente angehört, aber die letzten Folgerungen auf den Ursprung des Götterglaubens erscheinen einseitig und unrichtig. Denn wenn auch der Wind eine der Naturthätigkeiten ist, welche das Sinnen des natürlichen Menschen am frühesten als unbegreiflich in Anspruch nehmen mußten, so steht doch daneben und darüber noch das Licht des Himmels mit ungleich größerer Bedeutsamkeit als bei uns in jenen Ländern, die als die Erstgeborenen des Tages das größere Erbtheil seines Lichtes und seiner Wärme innehaben, in denen Alles Sonne und Sonnenglanz ist, in denen man das Sonnenlicht zu athmen scheint, so daß es den ganzen Organismus durchdringt. Daß in indischer Anschauung, mit welcher alle Indogermanen größere oder geringere Uebereinstimmung zeigen, die wesentliche Aufgabe und Thätigkeit der Götter darin besteht dem Lichte und dessen Mächten den Zugang zur Erde freizuhalten oder den versperrten zu öffnen; daß dies Hinwenden zum Licht und das Verabscheuen der Finsterniß stark genug war bei den verwandten Stämmen der Baktrier und Perser den strengen Dualismus der Principien des Lichtes und der Finsterniß hervorgehen zu lassen — dies Alles spricht gegen das Ueberwiegen der bewegten Luft als mythenbildenden Elementes nicht, wohl aber als des Elementes, aus dem der Gottesgedanke überhaupt erwuchs.

Andererseits erweckt es Bedenken, wenn Schwarz betont, daß die Aequinoctial- und Nordstürme als die stärksten dasjenige Element vor allen gewesen seien, welches als das lebensvollste und als das herrschende in dem himmlischen Haushalte überall den Mittelpunkt der Handlung hergegeben habe und so auch als der Kern- und Ausgangspunkt der göttlichen Persönlichkeit anzusehen sei. Bedenklich erscheint für die Entwicklung des Götterglaubens das Betonen des Sturmes, an dem nebst Gewitter und Blitz wie überhaupt an den gewaltsamen Vorgängen am Himmelsgewölbe die Elemente religiöser Anschauungen haften sollen. Nicht als ob Naturanschauung religiöse Vorstellungen nicht zur Entwicklung gebracht habe; wie das Gemüth des einzelnen Menschen sich kaum der Größe und unverkennbaren unmittelbaren Gewalt der Urstoffe verschließt, so sind Gewand und Sinn, welche der Glaube der Völker den einzelnen Göttergestalten lieh, in den Naturreligionen, in welchen Gott mehr oder minder und auf eine oder die andere Weise als Naturmacht gewußt wird, wohl durchgehends den Bildern entlehnt, welche die äußeren Umgebungen im Menschen wachriefen. Neben Entstehung und Veränderung der sichtbaren Welt, der Jahres-

zeiten, des Tages und der Nacht und dem Ursprung des Menschengeschlechts ist es meist der Kampf der Elemente, wie er in Unwettern hervorzutreten schien, welchen die Mythen abspiegeln und es ist nicht zu leugnen, daß gerade diese Götterkämpfe der Mythen reichsten Quell entspringen ließen und zahlreiche himmlische Gestalten zur Entwicklung brachten, weil in ihnen die Fülle thätigen Lebens in der Natur am meisten hervortrat.

Aber diese Bilder sind nur Scenerie, nur Träger der Gedanken, nicht die Gedankenquelle selbst. Hinter den aus Sturm und Gewitter gedeuteten Gestalten steht wie selbst hinter dem Steine des bedauerten Fettschanbeters die Gottesidee in der Brust des denkenden Menschen. An dem Bilde der dunkeln Gewitterwolken, welche das Licht abhielten, entwickelte sich allerdings der Glaube an einen finstern Dämon, welcher dem Geschlechte der Götter und Menschen feindlich sei, während der Sturmwind, welcher das festgebaltte Gewölk zerriß, den Regen gleichsam herbeiführte und endlich den Glanz des Himmels wiederherstellte, zu einer den Menschen freundlichen Macht im Glauben erwuchs. Aber schon der Umstand, daß der Mensch die Götter der natürlichen Ordnung, die freundlichen lichten Mächte, bei denen er liebevolle Hilfe und Barmherzigkeit hoffte, zu Herrschern und Siegern in den Götterkämpfen machte, ist ein starker indirekter Beweis gegen die Annahme, daß der Mensch durch furchtbare Naturerscheinungen zu dem Gedanken der Gottheit gelangt sei. Keins von den zahlreichen Wesen und Gestalten, unter denen gewaltsame Vorgänge in der Natur und Störungen des Bestehenden gedacht worden sind, behielt die Oberhand über die Wesen organischer und harmonischer Gestaltung; das Regellose und Wilde hat zwar die Macht den Gott der natürlichen Ordnung zu lähmen und zu bewältigen, aber nur um aufs neue unterworfen die erneute Folie des wohlthuenden und milden Glanzes zu sein, mit dem der Mensch die Götter der Regel und Ordnung stets gern umkleidete. Wenn ferner eine sinnige Naturbetrachtung der Vorzeit die Farben des Reiches der Todten und des Aufenthaltes der Seligen den Erscheinungen der Außenwelt entlehnte und an die lichten oder finstern Erscheinungen des Himmels den Gegensatz von guten und bösen Wesen anknüpfte, so führte doch nicht eine an solchen Himmelserscheinungen erwachsene und befestigte Moral zu dem Gedanken Gottes, wie Schwarz a. a. O. 271 annimmt, sondern das Glauben und Wissen Gottes zur Moral. Deshalb gestaltete sich diese bei den verschiedenen Völkern je nach der Eigenart ihres Gottesbewußtseins; denn die Religion ist der Ausdruck des Verhältnisses, welches der Mensch zwischen sich und Gott setzte und aus welchem die Sagen der Moral ihm fließen. Für die Entwicklung der Gottesidee ist die treibende Kraft vielmehr das Bewußtwerden der Schranken unseres eigenartigen Daseins, welches den denkenden Menschen bewußt, den fühlenden unbewußt treibt in dem Unbedingten seine Rettung und seinen Trost zu suchen. Deshalb schuf keine Religion ihre Götter oder ihren Gott dem Menschen gleich oder gar geringer als dieser ist; es war das Bedürfniß über das irdische Maß der Existenz hinauszugehen.

In der Reihe der Götter wurde Abstufung an Ehre und Macht beobachtet nicht nach dem vermeintlichen Walten in der sittlichen Welt, welches der Mensch erst spät maß, sondern nach Nutzen und Schaden, welchen die überirdischen Wesen der Natur zu bringen schienen, die er als sein Eigenthum anzusehen schnell gelernt. Sich in ihrer Wirkung gleich oder doch ähnlich bleibende Naturkräfte werden so in zwei Lager, der freundlichen und feindlichen Mächte, geschieden. Eine neutrale Stelle war in den Reihen der lebensvollen Götter, deren Walten der natürliche Mensch immer auf sich bezog, keinem vorbehalten. Nur die spät auftretende gestaltlose Schicksalsidee zeigt Unparteilichkeit. Die Größe des Nutzens oder Schadens bestimmte den Grad der Würde oder Furchtbarkeit, mit welchem Dankbarkeit oder Entsetzen die Göttergestalten ausstatteten. Nichts erreicht in allen Naturreligionen die hehre Größe der Gottheiten, welche das Licht- und Luftreich vertreten und zwar das Reich der Luft als Urstoff, Atmosphäre, Aether. Soweit die bewegte Luft als Sturm, kreiselnder Wirbelwind, sanfter Hauch, plötzlich einbrechender Stoß oder durch längere Zeit stetig dauernder Strom aufgefaßt worden ist, erkannte man entweder in den Vorgängen Wirkungen der großen Götter, welche zu besonderen Eigenschaften und Benennungen derselben führten, oder man verkörperte sie in besonderen Wesen, wie dies bei allen Indogermanen nicht allein,

sondern auch bei anderen Völkern der Fall ist, und dachte diese als Helfer oder Widersacher der anderen Götter. Indra, Kutsa, Zeus, Jupiter, Poseidon, Neptunus, Apollon, Odhin, Thor zeigen die deutlichste und nächste Beziehung zu Wind und Sturm, ohne daß man den Kern ihrer Gestalten in der Windwirkung suchen möchte.

Bei der Verehrung der Luft glaube ich ein Fortschreiten vom Allgemeinen zum Besonderen zu erkennen; von der Anschauung der Luft als etwas Hohem und Heiligem schritt die Phantasie zu dessen Gestaltungen fort. Vor dem Vorhandensein wirklicher Windwesen liegt wohl die Auffassung der Luft als göttlich überhaupt, da sie wie die anderen Urstoffe von allen Völkern unabhängig von bestimmten Religionsystemen als etwas Verehrungswürdiges und Heiliges angesehen und um so höher gehalten ward, als man ihr die wesentlichste Bedingung des Lebens erkannte. Dem entspricht die Auffassung der Luft als Athem der Gottheit, wie sie in indischer Anschauung vorliegt. Dort ist der Lusthauch der Hauch des Varunas, des Wolkenhimmels, des Gottes, welcher einmal den vedischen Sängern als Urheber der ewigen Naturgesetze gilt, andererseits zugleich Gott des Wassers ist, wie A. Kuhn in den Jahrb. f. w. Kr. 1844. Jan. S. 100 ff. gezeigt hat. Man nahm den die gesammte Natur lebenerweckend und erfrischend durchströmenden Lusthauch als Athem der Gottheit, wie andererseits der im menschlichen Körper lebende und waltende Geist ein Theil der Luft zu sein schien, da nichts weiter an Feinheit und Schnelligkeit der unsägbaren und unsichtbaren Kraft verglichen werden konnte. Der aus- und einströmende Athem, der die Brust kräftig schwellen oder sinken ließ, der warme lebensvolle Hauch, das mit beiden zusammenhängende Sprechen — das Alles entschwand im Tode, während der Körper zunächst unverändert zurück blieb. Der Geist also mußte das Lebenspendende und Treibende in ihm gewesen sein und gleich nicht der Wind in seiner schnellen und nur an ihren Wirkungen erkennbaren Bewegung mit dem mannigfachen Geräusche im Luftraum, welches oft der menschlichen Sprache nahe kam, am meisten der unbegriffenen und ungesesehenen und doch so wirksamen Kraft? Deshalb zeigen auch die Wurzeln wie die abgeleiteten Wörter für Geist und Wind in den indogermanischen Sprachen eine ausgedehnte und tiefgreifende Verwandtschaft. Vgl. A. Kuhn in Haupts Jtschr. f. D. A. V 488. Die im Tode von des Leibes Fessel gelöste Seele kehrte deshalb nach der Anschauung der Indogermanen als lustiges und geisterhaftes Wesen in den Luftraum zurück, aus dem sie gekommen war. Wie auf diesem Grunde philosophische Ansichten von dem Vorhandensein der Seelen im Luftraume vor dem Leben auf Erden und nach dem Tode wurzeln, so auch der noch jetzt bestehende Aberglaube, welcher beim Sterben Jemandes das Fenster öffnet, damit die geschiedene Seele ungehindert entfliehe. Gern dachte man die Seele unter dem Bilde beschwingter Wesen; so entflattert sie nach dem Tode in zahlreichen deutschen Ueberlieferungen als Vogel vgl. Grimm D. M.<sup>3</sup> 788. Nothholz Sag. I 245, 293 II 44 Anm. zu 269, Liebrecht zu Gervas. Tilb. Otia Imperiaria 115 f., wodurch der Glaube, daß Vögel die Seelen bringen und Kinder bescheren, einen mythologischen Hintergrund erhält. Und noch lange nach der Zeit, in welcher dieser Ueberlieferungen Wurzeln zu suchen sind, bewahrt die Sprache das gleiche Bild; z. B. sagt Freidank 18, 2 „*diu sêle eert von mir als ein blâs*“ ähnlich wie Bruoder Bernher „*diu sêle vert von uns rehte als ein blâs*“; entsprechend heißt es im Passionale III 641, 16 „*alle dîn gewalt, der is in dîme kranken ase als windes rol ein blase*, der zuhant uzbrîchet, als man sie durchstîchet mit einer nalden hertekeit“ und in einem niederländischen Gedicht bei Mone, Quellen I 127 ff. „*na dem als man bescreuen vint soe is onse leuen als een vint, de dar vleght ouer dat zant*.“

In folgerichtiger Fortbildung hiervon nahm mehrfach der Volksglaube, den z. B. bei den Griechen die Orphiker zu einer Lehre erhoben, eine beseelende Kraft des Windes an, welche auch den ersten Menschen den Odem eingeblasen habe. Miniaturen des Mittelalters geben von diesem Glauben, der auch den Finnen nicht fremd ist (Finnische Runen von G. H. v. Schröter 1834 S. 59) für Deutschland Kunde, indem sie die Winde mit der Erweckung der Todten in Verbindung bringen. So zeigt eine Miniatur des zwölften Jahrhunderts einer lateinischen Bibelhandschrift zu Erlangen die Belebung des Gebeines durch den Wind Hesek. 37, 1 bis 10 bes. 9 „und er sprach zu mir: Weissage zum Winde; weissage,

du Menschenkind, und sprich zum Winde: So spricht der Herr Herr; Wind komm herzu aus den vier Winden und blase diese Getödteten an, daß sie wieder lebendig werden," indem in die Todten lebendiger Odem von den vier Winden kommt, welche in den Eken als blasende blaue Köpfe angebracht sind. Aehnlich blasen in einem der Münchener Bibliothek angehörenden Evangeliarium des eilften Jahrhunderts die vier Winde bei der Auferstehung der Todten als zweigehörnte blaue Köpfe aus den Wolken.

Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Glaube, welcher das Lustreich mit dem Seelenreich in Verbindung brachte, den mythischen Anschauungen ein besonderes ethisches Moment zutrug. Unmittelbar daran knüpft sich nämlich der Dämonenglaube mit all seinen Ausläufern. Die aus dem Wind gekommene Seele wird bei ihrem Scheiden von dem Körper wieder zu einem Windhauche, aber ohne ihre Eigenart aufzugeben und wirkt dort in dem Lustraum nun als Schutzgeist und Wohlthäter der Lebenden theils in Naturerscheinungen, theils in Weissagung und Verkündigung. Das ist etwa die Grundanschauung, welche sich im Glauben der Inder, Griechen, Römer und Germanen erkennen läßt. Es hat dabei die indogermanische Naturanschauung das Eigene, daß sie scheidet zwischen Lustraum und Himmel. Zu Grunde liegt die Scheidung von Luft und Licht; letzteres hat seine Heimat jenseits, ist eine ewige Kraft unabhängig von der Sonne, während zwischen ihm und der Erde das Lustreich liegt, worin die Götter besonders walteten mit der Aufgabe den Weg des Lichtes freizuhalten und das Rinnen der himmlischen Gewässer zu bewirken (vgl. R. Roth, die höchsten Götter der arischen Völker. Ztschr. d. morgenl. Ges. VI 67 ff.). In dem Lustreiche nun als auf dem eigentlichen Schauplatz für das den Menschen erkennbare Wirken der Götter sind die Maruts, Ribhus und Rudras, helfende, leuchtende und nährende Mächte thätig. Die ersteren, welche hier besonders in Betracht kommen, sind Personifikationen der wohlthätigen Stürme. Mit leuchtenden Panzern und hellen Waffen angethan und strahlend in goldenen Armspangen fahren sie auf rehbespannten Wagen durch die Lüfte, begleiten Indra, unterstützen ihn im Kampfe gegen Vritra durch Zurus in ihrem Liede und helfen dadurch siegen. In einem von A. Kuhn in Haupts Ztschr. f. D. A. V 485 besprochenen Hymnus des Rigveda wird ausführlich der Kampf geschildert, wie Vritra das Licht abhält, Indra ihm entgegenzieht und ihn mit dem Donnerkeil erschlägt, worauf die Wasser von den Bergen stürzen; und in einer Stelle des Liedes des Rigveda V 29, 7, 8, welche Kuhn, Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes S. 155 mittheilt, heißt es in Bezug darauf: „Als du das Fleisch der dreihundert Stiere verzehrt und als du Maghavan drei Rufen Soma getrunken, da ließen alle Götter dem Indra den Zurus wie ein Loblied erklingen, als er Ahi erschlug.“ Deutlich erkennt man in diesen Kämpfen den natursymbolischen Ausdruck, wie die finstere Gewitterwolke trotz der Blitze nicht eher weicht, als bis der Sturmwind sich erhebt und das dichte Gewölk tausend zerstreut. Der Zurus nämlich und das Lied, mit welchem die Maruts Indra ermutigen (vgl. darüber die Ztschr. f. vgl. Sprachf. III 115) ist das Sturmgebräus, welches Erde und Himmel erbeben läßt, die gesammte Natur in wundersamen Tönen erregt und durchweilt und endlich die dunkeln Gewitterwolken zerfließen macht. Durch den himmlischen Gewittertrank Soma, den sie Indra verschaffen, machen sie demselben erst den Kampf gegen den verhüllenden Vritra möglich (vgl. A. Kuhn, Herabkunft u. s. w.). Deshalb gelten sie als Sammler des Regens, den sie zusammenblasen, und als Spender desselben; die Ströme jauchzen, wenn sie den Gesang des Regens singen und die Blitze lachen zur Erde herab, wenn sie Milch (d. h. Regen) heruntergießen. (Rigveda.)

Diese dämonischen Windkräfte treten in den Mythen der Germanen merklich abgeschwächt auf, so daß die einzelnen Züge theils versteckt, theils zerstreut leicht dem Auge in ihrer Bedeutung sich entziehen. Die helfende Kraft, welche die Maruts in ihrem Verhältniß zu Indra zeigen, ist theils in den lange bewahrten Glauben (vgl. Mannhardt's germ. Myth. 219), daß der Wind die sonne- und mondverschlingende Finsterniß vertreibe, theils in die Vorstellungen von den Elben und deren geheimnißvollem gütigen Walten in der Natur übergegangen, während die eigentlichen Windwesen des Gewittersturms überwiegend zu riesigen Wesen geworden sind. Ein Rest des Sturmliedes der Maruts ist in dem *Alfröliod* nordischer und in dem *elbleich* deutscher Sage, sowie überhaupt in der Reigung der Falden und Elben zu

Tanz und Musik zu erkennen. Hierher gehört auch die Musik, welche in der Luft ertönend der wilden Jagd nach dem Volksglauben vorauszieht, der vor zwei Jahrhunderten noch in voller Kraft bestand und selbst heute nicht ausgestorben ist. In der wilden Jagd oder dem wüthenden Heere, welches im Gefolge des wilden Jägers unter Halloh, Hundegeklaff und Hörnerklang die Luft besonders zur heiligen Zeit der sog. Zwölften durchtobt, erkennt man überhaupt wesentliche Elemente desjenigen Glaubens wieder, welcher sich an die Maruts knüpfte. Ergänzt und vermehrt werden nämlich die Maruts durch die Geister der Verstorbenen, die man sich im allgemeinen in allem Leben der Natur thätig dachte (vgl. Kuhn Ztschr. f. vgl. Sprachf. III 102 u. 105), so daß es also die Schaar der geschiedenen Seelen überhaupt ist, welche als dämonische Kräfte in der Natur besonders unter Sturmgetöse wirken. Das ist auch das eigentliche und ursprüngliche Gefolge im Umzuge des brausenden Lustgottes Wuotan, aus dem sich die Gestalt des wilden Jägers bekanntlich entwickelt hat. Es sind die Schatten der Todten, welche, wie ossianische Poesie es ausdrückt, die Winde besteigen und Luftbogen spannen. Erst Einfluß des Christenthums einerseits und andererseits ethische Betrachtungen über ruhigselige oder stätelos irrende Fortdauer der Seelen nach dem Tode ließen die besprochenen Luftgeister im Gefolge des umziehenden Gottes aus den Geistern der Verbrecher hervorgehen. Schon Dante im Inferno seiner göttlichen Komödie läßt die Seelen der Bösewichter in der Hölle von Sturmwinden hin- und hergetrieben werden und so erwachsen nach und nach mehr unter dem Einfluß der Theologie des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts als des aus sich heraus gestaltenden Volksglaubens die Hexen, Moosweibchen, Meineidigen und Ewigverdammten, mit denen zuletzt das Gefolge des alten fruchtbringenden „Hackelbärend“ bevölkert war, das Gefolge des Gottes, dessen tosender Umzug im Sturmgebraus der heiligen zwölf Nächte ein gesegnetes Jahr verhieß.

Unter diesen Umständen halte ich auch den Aberglauben, daß Sturmwind entstehe, wenn sich Jemand aufhänge (vgl. Kirchofers Schweiz. Spr. 327, Cl. Brentanos Libussa S. 432), nicht für alt und J. Grimms in der deutschen Mythologie geäußerte Vermuthung „der raubgierige Vogel des Sturmes nahe sich hastig, um sich des Todten zu bemächtigen, der ihm verfallen unbeerdigt am Baume schwebt,“ für nicht geeignet, zumal da erstens das Bild des Sturmes in Vogelgestalt im Mittelalter nur vereinzelt nachweisbar ist und zweitens die zu jenem Bilde verwendeten Vögel mit Ausnahme des Raben keine Nahrungsfresser sind. Die zweite Vermuthung desselben aber „daß die Luft tobe den Selbstmörder nicht duldbend,“ trägt wohl nicht volksthümliche ethische Anschauungen in die Sache weniger, als in zu frühe Zeit hinein; der Selbstmord ward erst unter Einfluß des Christenthums durch den Sinn und die Sitte des Volkes verdammt und zu einer That, welche selbst den entseelten Körper größtem Schimpfe aussetzte.

Ich kehre von diesen Auseinandersetzungen zurück zu dem Punkte, welcher die Ausgangsstelle der eben verfolgten mythologischen Fäden gewesen war. Wie im Kleinen der menschliche Geist als ein Theil des feinsten der Urstoffe, welche der Vorzeit bekannt waren, galt, so wurde der Wind als der die Natur durchströmende Geist, als der Hauch der Gottheit angesehen. Danach verstand es sich von selbst, daß die oberste Gottheit des Luftreichs den Winden gebot. Indra schien den Sturm, die Maruts, zu Hilfe zu nehmen, wenn in dem Gewitter das feindliche Wesen der Finsterniß vertrieben wurde; seine Blicke und Donnerkeile selbst schienen mit Sturm verbunden, so daß sie in einer Episode des Mahabharata „fliegende Bälle, winderregende, mit Windstößen verbundene, den Schall einer großen Wolke habende“ heißen. Deshalb ist Indra Herrscher des Windes, indem er als Gebieter der Maruts gilt. Bei den germanischen Stämmen ist Odhin oder Wuotan als Gott des Lustraumes auch Herr über alle Wettererscheinungen, die ohne strenge Scheidung in seinen Beinamen, in Mythen und Mythentrümmern, in Gebräuchen zum Theil nicht ohne Schwierigkeit erkennbar sind, da in den schriftlichen Ueberlieferungen die physische Seite des Gottes merklich zurücktritt. Als Vidhrir (Wetterer) fährt er über das Meer oder eilt als Hackelbärend auf seinem blauen oder fleckigen Mantel (Himmel) mit breitem Hute (einer Wolke) auf dem Haupt über die Länder, welche er als Viflindi in leisen Luftströmungen besucht, während er als Gott des Sturmes besonders im Frühjahr auf dem achtfüßigen Grauschimmel Sleipnir reitet.

Neben solchen höchsten Göttern, denen nach der Anschauung sämmtlicher Völker die Winde im

allgemeinen unterthan sind, gebieten denselben auch in untergeordneter Weise alle die Götter, bei deren vereintem Wirken in den atmosphärischen Prozessen Wind erregt zu werden und thätig zu sein schien. Es ist das eben allgemeine mythologische Thatsache, daß himmlischen Wesen die Herrschaft über alle Vorgänge zugeschrieben wird, welche mit ihrem Auftreten in Verbindung stehen; und nichts ist thörichter, als jeder Gottheit einen ängstlich abgegrenzten Wirkungskreis zuzuweisen, über den hinaus ihr Wirken sich nicht erstrecken soll, ohne die ernstlichsten Kompetenzkonflikte zu erregen. Neben Indra fährt mit des Windes Rossen Kutsa, der Gott des Donnerkeils, der als Freund Indras selbst in gleicher Gestalt gedacht wurde (vgl. A. Kuhn, Herabkunft u. s. w. S. 61 f.); neben ihm gebietet den Maruts Bayu, der Windgott, welcher in den Götterkämpfen gegen die finsternen und zerstörenden Mächte auftritt und deshalb Indra zum Kampfgenossen habend „Indrasarati“ (Rigv. Rosen II 2, 1. 2) heißt. Neben Odhin ist auch der im Gewitter mit Blitz und Donner waltende Thor ein Herrscher der Winde, wie Adam von Bremen ausdrücklich berichtet. Seinen Gegnern sendet er in dieser Eigenschaft Sturm und Untergang auf dem Meere (Lexik. Mythol. 926. Petersen, Nordisk mythol. 286), während er den Friesen als „der Alte (Uald)“ oder „Pitje von Skotland“ die Nordweststürme zu erregen schien, wodurch Schiff- und Uferbrüche, Sand- und Wasserfluthen bewirkt werden (vgl. Ztschr. f. D. M. II 313). Auch die räthselvolle Gestalt Lokis, welche im Grunde das Feuer nach der Seite der Wärmeentwicklung zu vertreten scheint, zeigt Beziehung zu Sturm, indem seine Kinder die dunkle Wolke (Hel), das Gewitter (Midhgardhschlange) und der heulende Sturm (Genriswolf) sind und nach der einen Genealogie Gylfaginn. G. 33 als seine Brüder von Farbauti, den ich als riesische Auffassung des bewegten Luftraumes deute, Helblindi, der in dunkles Gewölk Hüllende, und Byleyr, der Sturmloser, genannt werden, während nach dem andern Stammbaum (En. Edd. 368) Kari, der Windherrscher, und Degir, der Gott des brausenden Meeres, mit ihm zusammen von dem Uriesen Fornioth gezeugt wurden.

Durch die Gestalt Lokis, der vermöge seiner guten oder bösen Wirkung bald als Gott, bald als Riese erscheint und deshalb auch doppelten Stammbaum aufzuweisen hat, wird in der Bevölkerung des nordischen Himmels der Uebergang von den großen und guten Göttern, unter denen er nirgends in der Edda genannt wird, obwohl seine günstige Wirkung ihn vielfach gleichstellt, zu dem Geschlechte der Riesen gebildet, welchen er nach seiner verderblichen Seite hin aufgefaßt angehört. Während nämlich in den Licht-, Dunkel- und Schwarzelben der germanischen Sagen, unter welche drei Klassen die Einzelnamen der Zwerge, Elbe, Kobolde, Holde, Wichtel, Heimchen, Nixe, Gütchen oder Güteln, Delfen u. s. w. einzuordnen sind, der Niederschlag der indischen Maruts, Ribhus, Rudras, Nagasen und Asuren deutlich zu erkennen ist, sind die zahlreichen riesischen Wesen, welche in deutscher und nordischer Sage auftreten, meist aus einfachen kosmischen Anschauungen hervorgegangen; diese vertreten die aus dem Chaos zuerst entwickelten Urwesen, jene die im Dienste der hohen Götter bei Erhaltung der Weltordnung thätigen Geister, besonders der Verstorbenen. Weil die Riesen der Ausdruck der Gewalt und der Gestaltung der Urstoffe sind, gelten sie als die zuerst aus dem Chaos entstandenen Wesen und heißen nicht ohne Nachdruck „die alten Riesen, their aldnir iötun“; deshalb haben sie auch besonders in nordischer Sage häufig einen Schatz der Urweisheit, welcher sie den Göttern selbst überlegen macht und ihnen etwas von der Verehrungswürdigkeit leiht, die den Urstoffen in ihrer stillen Größe und dem tiefsinnigen Walten in der Natur gezollt wird. Aber wenn die Riesen Großes vermögen durch Kraft und Klugheit, so fehlt ihnen doch Maß und Ziel und ordnender Schönheitsinn; gewaltig und ungeschlacht wie sie selbst sind ihre Werke, die aus diesem Grunde wie Störungen der regelvollen Natur, als gewaltsames und verderbliches Thun aufgefaßt wurden. Die Mehrzahl der unserem Verständniß nicht entzogenen Namen bezeichnet das Geschlecht als ein winterliches und stürmisches, dessen Angehörige entweder als himmlische Baumeister an Aufrihtung der großen Wolkenburg, welche in jedem Gewitter am Himmelsgewölbe aufgethürmt zu werden und während der sieben Wintermonate fast beständig dazustehen schien, Theil haben, oder in Schnee und Sturm ihr Wesen treiben und in ihrem körperlichen Erscheinen alle Eigenschaften, welche indische Sage den Wetterdämonen neben Verkrüppelung oder ungeschlachter Gestalt beilegt, vielfach gebrochen wider-

spiegeln, zum Beweis, daß mindestens die Vorbedingungen solcher Anschauung, wenn nicht diese selbst ein Gemeingut der Indogermanen vor der Trennung der Stämme waren. Von den allgemeinen Benennungen des gewaltigen Geschlechts sind die Wörter Niese, Hüne, altn. tröll und agf. ent, wovon entisc riesig, noch nicht in ihrer Bedeutung aufgeklärt, dagegen das altn. iötun, agf. eoton von Grimm D. G. II 25 nicht ohne große Wahrscheinlichkeit mit eta, étan, goth. itans, hd. ezan essen und das altn. thurs der Niese mit dem Verbum thaurjan (Adjekt. thurr) dürsten zusammengestellt, denn Gefräßigkeit zeichnet sie vor Allem aus. Als Bewohner der Berge und Höhlen d. h. der dunkeln Wolken — denn daß in vielen Sagen der Indogermanen Wolke und Fels oder Höhle sich deckende Begriffe sind, hat A. Kuhn in seinem trefflichen Aufsatze über die weiße Frau in Mannhardts Ztschr. f. d. M. III 368 ff. aus sprachlicher und sachlicher Uebereinstimmung unwiderleglich erwiesen — heißen sie altn. bergbái Felsenbewohner, bergdanir Bergvolf, biargagætir Felsenhüter, fiallbái Bergbewohner, hellis börvar Söhne der Höhlen und behüten dort goldene Schätze d. h. das Tagesgold oder gefangene Frauen d. h. die Regengewässer. Schon in vedischer Dichtung sind nämlich die Regenwolken nicht selten als himmlische Frauen gedacht, welche Britra fesselt und in seine finstere Berghöhle oder Wolkenburg einsperrt, woraus sie durch Indra befreit werden, z. B. Rigv. III 6, 4, 7. Kuhn Ztschr. f. vgl. Sprachf. I 465 f.: Die Dasapatnis von Abi (Britra) bewacht standen da, die Wasser eingesperrt wie die Kühe von Pani; die Höhle der Wasser, welche verschlossen war, auf hat er sie gethan, als er Britra schlug. Als gezwungene Gemahlinnen Britra's heißen sie Gattinnen des Feindes, dásapatnis, im Gegensatz zu ihrer sonstigen Benennung dévapatis, Göttergemahlinnen, wie sie während der Sommermonate genannt werden. Im Herbst errichten dann die finstern Mächte altn. myrkdanar, Niesen der Finsterniß (Niesen, Dämonen, Zauberer, Drachen) ihre Burg am Himmel und rauben von Neuem die Frauen, welche mit ihnen sieben Monate oder sieben Jahre in verhaßter Gemeinschaft leben müssen, bis die freundlichen Gottheiten des sommerlichen Lichtes als Retter erscheinen (Ritter, Drachentödder). Oder die Niesen erscheinen als plumpe Ungeheuer, einäugig und häßlich, mit gewaltiger Stimme, wovon die Benennung altn. thrymr wohl stammt, und als gewaltige Kämpen. Auf diese letztere Eigenschaft beziehe ich die altnordischen Ausdrücke bardhi (Schild) und baugi von baugr der Schild, das Schwert (Sn. Edd. 216).

Zu diesem in Zanf und Hader und blutigen Kämpfen lebenden oder in Saus und Braus schlemmenden Geschlechte gehören die meisten Personifikationen des Windes und Sturmes, welche auf nordischem Boden erwachsen sind. Da ist zunächst Forniotr, des Urriesen, Sohn Kari, der über die Winde herrscht und in isländischer Sage als frauenraubender Niese bekannt ist; von ihm und seinen oben erwähnten Brüdern heißt es in der Edda: „Mit Schneegeflößern begannen Forniotr's häßliche Söhne“ vgl. Mannhardt, germ. Mythen 206 f. und diesem Treiben entspricht auch das von ihm ausgehende Geschlecht, zu dem Jökull, das Eis, und als Enkel Snär, der Schnee, gehört, der seinerseits ähnliche Kinder zeugt in Thorri und drei Töchtern Miöll, Fönn, Drifa, deren letztere unverkennbar den Schneesturm bezeichnet, vgl. Sn. Edd. 358 Fornald. Sög. 2, 317. Ein anderer Niese ist Grinnir, Grimalfers Sohn, der guten oder schädlichen Wind verursachen kann, Fornald. Sög. 3, 122, in ähnlicher Weise eine Verkörperung des Odhin Grinnir, wie in griechischen Mythen besonders Heroen auftreten, deren Namen Beiwörter hoher Götter sind; das Beiwort löst sich von der Gestalt ab, und indem es zum persönlichen Mittelpunkt der damit verknüpften mythologischen Anschauungen wird, gestaltet sich unvermerkt eine Heroenfigur, die im Grunde also nichts ist als eine an hoher Gottheit bemerkte und einzeln entwickelte Eigenschaft. Ein Windherrscher ist Niord, der dritte Ase, der auf dem Meere wohnt und dies und Feuer (d. h. Blitzfeuer, Gewitter) und Wind in seiner Gewalt hat, weshalb er besonders auf See und bei der Fischerei angerufen wird. Seine Frau ist Skadi, genannt öndurdís oder öndurgudh, die Schneeschuhgöttin, des Niesen Thiaffi Tochter (Wasthrudn. M. 38. 39), welche schädlichen Wintersturm bedeutet und in dieser Hinsicht eine unglückliche Verbindung mit Niord einging; nachdem sie wegen Unverträglichkeit sich getrennt, kehrte sie in das Gebirge zurück, wo man ihre Gegenwart an heftigen Wirbelwinden erkennt (Vragarüdur 3. Sn. Edd. 7). Der Vater des eben berührten freiseldenden Schneesturmes, Thiaffi, ist nach Uhlands Myth.

von Thorr 117 Deutung der Dämon, dem zwar auch die übrigen Verrichtungen der Wolfendämonen nicht fremd sind, der aber besonders die Sturmgewalt in verderblichem Sinne ausbeutet. Bezeichnend für ihn ist der Mythos, wie er Idunn raubte, ein Mythos von um so größerer Bedeutsamkeit, als er völlige Uebereinstimmung mit indischer, von Mannhardt, germ. Mythen 220, mitgetheilte Sage zeigt. Nachdem er drei wandernden Asen den Stier entwendet, welchen sie sich soeben zur Mahlzeit zurüsten wollten, raubt er mit Hilfe des listigen Loki die Göttin und hält sie in seiner Burg gefangen. Als Idunn aus dieser Haft entkommt, folgt er in Adlergestalt bis an die Thore Asgards; da machen die Götter ein Feuer unter dem Burgthore an, der Adler vermag nicht anzuhalten, die Flamme schlägt ihm ins Gefieder und macht seinem Fluge ein Ende (Bragar. 56). Hier entführt der Sturm einmal das Wolkenrind, das soeben die Götter speisen, d. h. den Regen ergießen soll, wie A. Kuhn in seinem schönen Buche „die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks“ erwiesen hat; zweitens schließt er die Göttin des belebenden Nasses, den geraubten Göttertrank selbst in seine Wolkenburg ein, aus der dieselbe entflieht und von ihm verfolgt wird im Sturmgebraus (Adlergestalt), bis der Blitzschlag (das Feuer) Wind und Wolken augenblicklich zum Stillstand zu bringen scheint. Daß das Gefieder durch das Feuer des Blitzes verlegt wird, ist ein bedeutsamer Zug, der vielfach verändert in allen einschlägigen Sagen durchscheint, vgl. A. Kuhn a. a. O. 180 ff. Ein feindliches Sturmwesen ist ferner Fasolt, der Bruder des Riesen Abentrot und des Wellen- und Fluthherrschers Oke, welcher mit einem andern Unholde zusammen Stürme erzeugt und deshalb in Wettersegen angerufen und beschworen wird; so in einer von J. Grimm in der deutschen Mythologie aus einer Münchener Handschrift des eilften Jahrhunderts (cod. Tegerns. Monac. 372) mitgetheilten Formel „Adiuvo te, Mermout, cum sociis tuis, qui positus es super tempestatem etc.“ und in einer andern, aus der Münchener Handschrift Egm. 734 f. 208 entnommenen „ich peut dir, Fasolt, dasz du das wetter verfirst.“ Von solch einem finstern Riesen endlich glaubt man im Langued'oc, daß er auf einem Berge sitzend, schwarz zu schauen, Hagel und Sturm von seinen großen Fittigen herabschüttele.

Bei dem Geschlechtsdualismus, der in allen Naturreligionen herrscht, durch den nicht nur das Erzeugende und Gebärende, welches sich beständig in der Natur geltend macht, sondern auch die stärkere und schwächere Erscheinungsform desselben Vorgangs als männliche und weibliche Wesen gedacht werden, erwuchs im Glauben der germanischen Stämme besonders eine Reihe von Riesinnen, welche man ähnlich in Sturm und Unwetter wirkend dachte wie jene Unholde, aber mit den unterscheidenden Merkmalen der Weiblichkeit, entweder mit schwächeren Kräften oder mit jener dämonischen Entartung der Sinnesweise, welcher das Weib verfallen kann, oder in wirbelndem Tanze oder als gebärende Wesen. So entsproß aus dem kreisenden Voraufziehen des Wirbelwindes vor dem eigentlichen Gewittersturm die Anschauung zweier Wesen, des männlichen Sturmgottes, der mächtig einherfuhr, und der Windsbraut, die tanzend und sich drehend voraneilt von ihm verfolgt, bis er sie endlich ereilt, wie etwa im mimischen Tanze des Alterthums der Brautwerber die neckisch vor ihm her- und auf ihn zutanzende Braut zuletzt in stürmischem Sprunge erfaßte. Die ersten Träger der Handlung bei der Brautwerbung der Lustwesen, welche gern unter dem Bilde einer Jagd gedacht tief in Glauben und Sage des Volkes eingedrungen ist (vgl. Schwarz im Anhang zu den Nordd. Sagen und im Urspr. d. Mythol. 115 u. 159), sind keine geringeren als Odhin und seine Gemahlin in ihrer Eigenschaft als Sturm- und Gewitterwesen; erst später traten Einzelwesen als selbständig ausgeprägte Gestalten in diesen Vorgängen als Jäger und verfolgte Frauen auf, wie es scheint, in großer Zahl, doch fehlen zu den überall auftauchenden Sagen und Ueberlieferungen die Eigennamen. Das verfolgte weibliche Wesen, um das der wilde Jäger im Sturme wirbt, heißt allgemein nur „die Windsbraut“, windesbrät, wie Diefried V 19, 27 sagt, wovon Grimm D. G. III<sup>1</sup> 391 als verderbte Formen wintsprout bei Ulrich von Lichtenst. Frauend. 21, wintspraut bei Suchenw. 41, 804 und windbrausz namhaft macht, oder in Bezug auf das eheliche Verhältniß varende vrouwe, fahrende Mutter, wie es für Holland als noch bestehend Wolff, Niederl. Sagen (1843) 616 nachgewiesen hat. Lehrreich ist es zu sehen, daß auch bei fremden Völkern, welche nicht mit den aus den Hochebenen unter-

halb des Kaspischen Meeres weggezogenen gleiches Erbtheil an Sprache, Sitte und Glauben empfangen, der gleiche Naturvorgang verwandte Vorstellungen rege gemacht hat. In amerikanischer Sage z. B. läuft Manabozho, der Nordwest, welcher als Sohn des Westwinds gilt, im Frühling über die Felder den Paup Puy Kewis d. i. den Wirbelwind verfolgend, wie man glaubt, mit Wölfen auf die Jagd gehend, vgl. J. G. Müller, *Gesch. d. amerik. Urreligionen* (1855) 131 f., während den finnischen Vorstellungen ein weibliches Wesen im Wirbelwind bekannt gewesen zu sein scheint, wenn anders G. H. v. Schröters Uebersetzung „tulipa taulikkin merelta kam die Windsbraut von dem Meere“ (*Finnische Runen*, 1834, S. 56) richtig ist. Zu der Zahl solcher Windsbräute rechne ich auch die von Mannhardt herangezogene Windin in Baiern, welche die Männer zwingt ihr nachzulaufen, indem sie ihnen den Hut vom Kopfe reißt. Sieht man von diesem letztern Zuge ab, welcher der nach geläufigen Bildern ausschmückenden Volkspantomime anzugehören scheint, so erkennt man in dem andern eine Spielart der wilden Jagd, bei welcher das Verhältniß insofern umgekehrt ist, als die Anreizung zum Verfolgen von dem weiblichen Wesen selbst ausgeht. Unwetter und Nebel schaffen die Riesenweiber Heidhi und Hamglön und Ingibiörg (vgl. *Jornald. Sög.* II 72 u. III 442), dasselbe und dazu Sturm und Hagel senden den mit blutigen Opfern zu ihnen Flehenden die gewaltigen Riesinnen Thorgerdhr und Jrya, *Jorn. Sög.* XI 134—137; Drifa, die Schneesturm sendet, und Skadi, der gefährliche Wirbelwind, welche oben bereits erwähnt wurden, gehören ebenfalls hieher. Endlich schließen sich hier an die 27 Valkyrien, die schönen und furchtbaren nordischen Götinnen, welche über die Länder auf windschnellen Rossen reiten, von deren Mähnen Thau in die Thäler trieft und Hagel in die hohen Bäume fällt, wovon die Erde fruchtbar wird; oder sie fliegen im Schwanengewand über Land und Meer und baden in stillen Seen; oder sie nehmen die erschlagenen Helden in Empfang und kredenzen ihnen in blizenden Trinkhörnern den Meth in Valhöll; *Sämund. Edd.* 145. Wenn die Namen dieser göttlichen Jungfrauen, den einzigen der „Mist“ (Nebel) ausgenommen, sich durchgehend auf Krieg und Kampf beziehen, so ist das wohl die Folge eines überwiegenden Fortbildens der letzterwähnten Anschauung; das ursprüngliche Walten weist auf eine atmosphärische Thätigkeit hin. Dorthin weist ihr Schwanenhemd, ein vielgebrauchtes Bild der eilenden Wolke, nach dessen Ablegung sie im Regen zu den Seen herniedersteigen, ähnlich wie schon in indischer Sage, auf welche Weber, *ind. Studien* I 197 aufmerksam macht, die göttlichen Apsarasen, Wesen, welche als besondere Vertreter der himmlischen Wasser erscheinen, in Schwäne verwandelt in Seen und Teichen umherschweben; dorthin weisen ihre Rosse, welche ebenfalls ein Bild der Wolken sind, was an sich schon aus dem Herabtriefen des Thaus und fruchtbaren Hagels d. i. des Regens geschlossen werden könnte, aber durch den von A. Kuhn, *Herabk.* d. F. 132 angeführten Umstand zu unzweifelhafter Gewißheit wird, daß nach einem andern Ausdruck der nordischen Mythensprache der Thau von den Blättern der Esche, welche die Nornen begießen, in die Thäler fällt. Die Esche ist die Weltesche Yggdrasill, bei welcher der Name „Ross des Ygg“ d. h. Odhins schon den Weg zeigt, ebenfalls ein Bild der Wolke, der Wetterbaum, von welchem wir heute noch reden und von dem Schwarz a. a. O. vielfache mythische Spuren nachgewiesen hat z. B. 130 160 180 206. Die Valkyrien nehmen ferner die in der Schlacht gefallenen Helden auf, indem sie den Geist sich wieder mit der Luft oder der Wolke, der er entstammt war, vereinigen lassen; und sie kredenzen den Göttern und Einherjen in Valhöll den Meth, indem sie den Regen herabgießen und das aller Welt ersohnte Maß geben. Kuhn hat in seinem trefflichen Buche diese Deutung des Meths in den mythischen Weltanschauungen völlig erwiesen.

Den riesischen Mächten gegenüber stehen die Elbe und Zwerge, deren mythischer Ursprung bereits nachgewiesen wurde, weniger selbständig an Gewalt als dienend und helfend, da sie als Luftgeister (später erst als Berggeister) segensreich im Dienste der Götter zum Wohle der Menschen wirken und nur vermöge der Schlaueit, welche sie Riesen und Menschen gegenüber auszeichnet, auch den Charakter des Ueberlegenen in Spott und Hohn zeigen. Tücke und Schadenfreude wurzelt in diesem Grunde, wenn nicht Vorstellungen von den schädlichen Nagasen und Asuren nachklingen. Eigenthümlich und für mich unerklärt ist das Ueberspringen der sowohl von Haus aus als in der späteren Entwicklung zwischen Riesen und

Elben befindlichen Kluff dadurch, daß Loki alfr genannt wird und Elbe Eingang in den Schöpfungsmythus der jüngeren Edda gefunden haben, indem die vier Himmelsgegenden durch vier Zwerge Nuftri, Vestri, Nordhri, Sudhri vertreten werden, deren jeder unter einem der Hörner sitzt, welche den Schädel des Urriesen Ymir d. h. das Himmelsgewölbe stützen; indem ferner vier Zwerge, unzweifelhaft dieselben, den Regenbogen als Halsgeschmeide der Freyja im Gewitterfeuer schmieden. Belege bei Schwarz a. a. O. 117. 144. Es ist wohl denkbar, daß diese vier Zwerge eine Personification der vier Hauptwinde sind, aber eine solche Vorstellung erhält aus der trümmerhaften Ueberlieferung nur schwache Stützen, da kaum mehr als so ausgesprochen allgemeine Windwesen wie Vindálfr Windalb, Blæstr Bläser (von blása, ek blæs), der auch vind und vetr genannt wurde, vgl. Zetterström i. Iduna. 2. A. 1816, 60 f., und Gastr Frostwind (Säm. Edd. 181 b.) geltend gemacht werden können. Denn die übrigen Winde, von denen wir wissen, zeigen sich als Sturmgeister mit dem nordischen Walten in beschränktem Kreise ganz in der Art der Elbe im Allgemeinen; so der Hausgeist Blaserle in deutscher Sage (Mone, Anz. f. K. d. B. 1834, 260) und der mit klassischem Namen geschmückte Alb Zephyr aus altfranzösischer Sage, auf den Grimm D. M. hinweist. Entsprechend schrieb man im westlichen England noch vor etwa hundert Jahren ein eigenthümliches hohles Gebrause an der Seeküste, welches nach neuern Untersuchungen auf Windbrechung beruht, einem Kobolde Bucca zu und hielt es für sichere Vorbedeutung eines Schiffbruches; und in der Schweiz glaubte man im Schwyzer Wäggethale, daß ein Sturmgeist, „das Muothiseel“, auf einem Drachen den plötzlich losbrechenden Waldwassern voranreite, Bergschutt und entwurzelte Tannen nach sich rollend, Rothholz, Schweiz. Sag. II 13.

Wenn bei diesen Wesen durchgehends die Beziehung auf die mannigfaltigen Erscheinungsformen der bewegten Luft erkennbar vorlag, hier bald von anderen Eigenschaften begleitet, welche nicht selten weit mächtiger entwickelt waren, dort in enger Ausschließlichkeit und solcher Klarheit zu Tage tretend, daß nur der Anfang der Natursymbolik, nur eine Personification, aber keine Fort- und Ausbildung der Person stattgehabt zu haben schien; so sind die Vorstellungen, welche sich anlehnen an das Kreiseln, an das Säusen und Pfeifen des Windes und das Treiben der Wolken, zu so eigenthümlicher Gestaltung gelangt, daß die ursprüngliche Grundlage völlig vergessen worden ist. Es knüpft sich nämlich daran die Vorstellung von Tanz und Musik der himmlischen Wolken- und Luftwesen. In der That lag es nahe, das Geräusch des Windes, wenn im Hochgebirge die Stöße des Sturmes, die wieder ricochetierten, von einem Schlagen und Klatschen und Pfeifen und Zischen eigener Großartigkeit begleitet waren, oder wenn der Gewittersturm brausend und pfeifend über das Flachfeld oder die Gipfel des Waldes hinfuhr und alle Gegenstände klingend streifte, oder wenn der leise wehende Lufthauch durch schmale Spalten und Windungen in den Behausungen der Menschen oder im Gebirge hindurchstreichend jenen sanften Tonwechsel erzeugte, der zu dem Namen und der Einrichtung der „Windharfe“ Veranlassung gab; es lag nahe, sage ich, solches Geräusch des Windes als Musik der Luftwesen aufzufassen, wie denn germanische Sprachzweige für das Spielen eines Instruments und das Wesen des Windes das gleiche Wort gebrauchten altn. blása, davon blási der Bläser, der Wind, ags. blávan mhd. bläsen, blasen, wehen. Das Murmeln des Wassers in Quellen und Bächen und das Rauschen und Plätschern in Seen führte durch seine einladenden und schlafwirkenden Töne dahin den Wassergeistern in Quellen und Flüssen jene sinnbethörende Musik und jenen zauberischen Gesang zuzuschreiben, welche deutsche Sage an Nixen kennt und welche bei den Griechen und Römern den Glauben an die verwirrende oder begeisternde Kraft mancher Gewässer entstehen ließ. Das Wispern, Säuseln und Lispeln der Blätter oder das Aechzen und Seufzen der Zweige im Haine trieb die ewig thätige und schrankenlos waltende Phantasie der Naturmenschen die Bäume mit überirdischen Wesen zu bevölkern. So wurde das Pfeifen und Klingen und Tönen des Windes der Ausgangspunkt für die mannigfachen Vorstellungen von himmlischen Sängern und Spielleuten. Der Ton nämlich, welcher bei einer Naturthätigkeit gehört wird, geht nach durchgreifender mythischer Anschauung aus von dem Wesen, in dessen Element der Vorgang fällt und wird beliebig sei es mit der Stimme sei es mit einem Instrumente erregt gedacht. Der Donner z. B. gilt als Ruf oder nach weit verbreiteter, schon bei den Indern

nachweisbarer Vorstellung als Lachen des Gewittergottes, aber er wird auch erzeugt abgesehen von Götterwagen u. dgl. durch die weithallende Muschel *Dēvadetta*, die *Indra* als *Arjuna* vor der *Ajura*-stadt langsam erschallen läßt und dadurch die mächtigen *Wolkenwesen* erzittern und in Furcht zerfließen läßt. Spiel und Gesang und Tanz sind nun aber im Alterthum wie noch jetzt in südlichen Ländern eng verbundene Dinge; neben den Spielteuten und Sängern erscheinen daher auch Tänzerinnen und Tänzer, meistens *Wolkenwesen*, da die Vorstellungen von Wind und windgetriebener Wolke oft in den Mythen vielfach unlöslich wie Ursache und Wirkung ineinander laufen. Schon in der Umgebung *Indras* erscheinen solche Sänger in der Gestalt der *Gandharven*, welche *M. Kuhn*, *Ztschr. f. vgl. Sprachf.* I 518 ff. mit den *Kentauren* zusammenstellend unzweifelhaft als *Wolken dämonen* erwiesen hat, die in ihrem Fasse d. h. in der Wolke (skr. *kabandha*, *Tonne*, *bauchiges Gefäß*, 2) Wolke) das göttliche *Naß*, den Regen bewahren; als Tänzerinnen stehen daneben die den *Gandharven* zugesellten *Apsarafen*, von denen oben bereits die Rede war. Ebenso ist bereits S. 4 des Liedes gedacht, mit welchem die *Sturmgeister* der *Maruts* den gegen die *Wolkenriesen* kämpfenden Gott unterstützen, mit welchem Liede die der wilden Jagd vorausziehende Musik und der vielberufene *elbleich* oder das *älfröliodh* verglichen wurden, wovon in nächtlicher Feier oder in heiliger Zeit die Natur ertönte. Auch die *Riesen* haben ihre Weisen und Lieder, den *tröllshátrr* und das *tröllslag* und den *tusseldands*, wie eine traurige Melodie hieß, nach der sie ihren Reigen aufführten (vgl. *Mannhardt*, *germ. Mythen* 191). So finden auch die versteinerten *Riesentänze*, welche man an verschiedenen Orten zeigt, ihre mythologische Erklärung; *Berghöhen* mit grotesken *Steingruppen* und *Steinbildungen* wie bei *Aseleben* im *Mansfeldischen* sind der Schauplatz, auf welchen der *Volksglaube* *Riesentänze* verlegt. Dazu stellen sich endlich passend die weiblichen *Windwesen*, deren Treiben man in der *Frühlingszeit* in *Wolken* und *Wind* an *Bergeshöhen* wahrzunehmen glaubte, wie bei den *Griechen* die tanzenden *Nymphen* im *Frühlingsreigen* *Pans*, wie bei uns die *Hexen*, welche den *Schnee* vom *Blockberge* heruntertanzen. Wohl keine Figur von himmlischen Spielteuten ist, wenn man von *Orpheus* absieht, bekannter geworden als *Wäinämöinen*, der sagenberühmte *Harfner* der *Finnen*, der deshalb hier auch erwähnt werde. Er ist der *Sturmgott*, bei dessen Tönen:

man fand keinen in dem Haine  
laufend auf der Füße viere,  
der nicht kam um zuzuhorchen,  
keinen — schwingend seine beiden Schwingen,  
die vornehmsten des Geflügels,  
der nicht kam geschaart wie Flocken,  
fand man keinen in dem Meere,  
fahrend mit sechs feinen Flossen,  
der zu horchen nicht gekommen;

der Gott, der mit solchem Liede einherfahrend den *Bliß* sucht d. h. stürmend aus den *Wolken* hervorrust, wie ein *finnisches* Lied bei *Castrén*, *finnische Mythol.*, herausg. v. *Schiefner*, *Petersb.* (1853) 55 es schildert, bei dessen Liede die *Berge* krachten und der *Wolken* *Wölbung* zerspringt nach der großartigen Darstellung eines Liedes bei *G. H. v. Schröter*, *finnische Runen* (1834) 7:

(Da) Kopf erzittert, bebt Kinnlade,  
spalteten sich Stein am Strande,  
Klippen auf dem Berge krachten,  
als *Wäinämöinen* sang nun.  
Entzwei sprangen Nordens Pforten,  
brach entzwei der Veste Wölbung,  
als *Wäinämöinen* sang nun.

Neben der Auffassung der *Windwesen* als menschenähnlicher Gestalten, wie sie darzulegen bisher versucht wurde, wird von Anfang an thierähnliche gestanden haben, so daß nicht ein Fortschreiten der

Phantasie von beschwingten Dämonen zu wirklichen Sturmvögeln stattfand, aber auch nicht umgekehrt ein stufenweises Gelangen der Anschauung von thierähnlich zu menschenähnlich gedachten Gestalten im Luftraum. Denn da die Mythen der Naturvölker ein getreues Abbild der jedesmaligen Zeit sind, in welcher sie erwachsen, in welcher Beziehung sie für die Geschichte der Gesittung eine weit über alle schriftliche Uebertieferung hinausreichende Quelle sind, so mußte von vorn herein Menschen- und Thierwelt, welche zugleich bestanden, sich neben einander abspiegeln. Freilich ließ sich nach den in Fülle vorliegenden Anschauungen des Jäger- und Hirtenlebens oder des Ackerbaues derselbe Vorgang bald in menschlicher Weise, bald in thierischer auffassen, dann verwandelte sich der Gott in das Thier und dieses wurde der Träger seines Wirkens und Wesens, dann sein Abzeichen, sein Attribut oder Symbol. Daher die Fülle von Sagen, wie Götter Thiergestalt annahmen. So erkenne ich den Fortschritt in dem allmählichen Uebergewicht, welches die nach menschlichen Vorbildern geschauten Wesen erlangen, und in dem Verschwinden der Thiergestalt derselben, deren Spuren in Körpertheilen oder Attributen erkennbar und von Schwarz in seinem Buche so eingehend nachgewiesen sind, daß er die einzelnen Kapitel nach Schlangen-, Drachen-, Fisch-, Vogel-, Pferdegottheiten überschreiben konnte.

Obenan steht der gewaltige Adler, der auch bei nicht zu den Indogermanen gehörigen Stämmen der Sturmvogel ist, nicht als gewußtes Symbol, sondern als geschauter wirklicher Vogel, denn das Unterscheidende jener Vorstellungen der Urzeit und etwa verwandten oder gleichen unserer Dichter ist das, daß wir der Vergleichung uns bewußt sind, jener die bildliche Vergleichung und die Wahrheit zu einem wirklichen, körperlichen Wesen zusammenrinnen. Malerisch schön schildert ein von G. H. v. Schröter, Finn. Runen 73 mitgetheiltes finnisches Lied den Nordsturm, wie er als dunkler Adler aus Turja herkommt Schaaren von leuchtenden Helden mit sich führend:

„streift ein Flügel Wassers Fläche,  
theilt der andre hohe Himmel;  
unterm Flügel hundert Männer,  
Tausende auf Schweifes Spitze,  
zehn in jeder Spule stecken.“

Aehnlich reden von dem mit Gewitter verbundenen Sturm die Runen Kalevalas (übers. v. Schiefner, Helsingfors 1852). In nordischer Sage wandeln sich Götter und Niesen mehrfach in Adlergestalt oder bekleiden sich mit einem Adlergewand, wie es von Loki, Thiaffi, Suttung und Odhin berichtet wird. Von den beiden Letzteren erzählt der Mythos (Sn. Edd. 57): der Niese Suttung erhielt den himmlischen Meth, der den Trinkenden zum Dichter oder Weisen machte, und verbarg ihn in dem Hnitberge. Da wird Odhin durch den Bruder des Niesen, bei dem er sich gegen einen Trunk des Meths als Knecht verdungen hatte, zu dem Berge geführt und trinkt nun, nachdem er als Wurm durch ein eingebohrtes Loch in den Berg geschlüpft ist, die drei Methgefäße Odhörir, Bodn und Son leer, wandelt sich in einen Adler und fliegt davon. Als aber Suttung den Adler fliegen sah, nahm er sein Adlergewand und flog ihm nach, erreichte ihn jedoch nicht, so daß jener den Asen Suttungs Meth bringen konnte. Gleiches Adlerkleid hat auch der Windriese Gräsvelgr, der sogar nur in dieser Form überliefert ist und daher erst hier Erwähnung findet, obwohl er nach den Worten der Edda als ein förmlicher Vertreter der bewegten Luft überhaupt anzusehen ist. Von ihm heißt es Vasthrudn. 36 37:

Woher kommt der Wind,  
der fährt über's Meer,  
unsichtbar immer den Menschen?  
Gräsvelgr heißt er,  
sitzend am Himmelsrande,  
ein Niese im Adlerkleid;  
von seinen Flügeln  
soll kommen der Wind  
über alle Menschen.

So wurde nach W. Scotts Angabe auf den Shetlandsinseln der Sturmwind in Gestalt eines großen Adlers beschworen und die Stürme selbst heißen deshalb altn. *arnar*, Adler z. B. Edda Helgildih: „Nare erklangen, heilige Wasser ranner von den Bergen“ und eine sturmdrohende Wolke klösigi, Klauensenkung, weil nach Gunnar Pauli (Finn. Magn. 452) der Adler des Windes durch Niedersenkung der einen Klaue Sturm verursacht. Auch in Deutschland kannte man diese Vorstellung noch im zwölften Jahrhundert, wie Heinrich von Baldaken (Hagen MS. I 21 a) zeigt „jårlane ist reht, daz der ar winke dem vil süezen winde“ und für Frankreich erkannte M. Haupt solche Beziehung in einem französischen *Dixain* auf Karl des V. afrikanischen Zug, welches er aus Brantome, vies des hommes illustres I 40 J. Grimm mittheilte.

Stellvertretend für den Adler erscheinen der Falke, in den Indra sich wandelt, nachdem er im Schooße der Wolke gefesselt war, um den Göttertrank Soma zu rauben und den Sterblichen zum Opfer zu bringen, wovon ihn Ivashtar oder ein anderer der alten Götter vergeblich zurückzuhalten sucht, während Arcanu ihm einen Pfeil nachsendet, so daß eine Feder oder ein Flügel des Vogels zur Erde fällt (Kuhn a. a. D. 138—148). Darum ist auch, wie das Kathalam bei Weber Ind. Stud. III 466 sagt, der Falke der stärkste der Vögel, denn er ist eine Gestalt des Indra. Ich erinnere ferner an das Falkenhemd der Frigg und an eine litauische Daina aus der Gegend von Alexota N. Preuß. Prov. Blt. XI (XLV) 2 S. 99 „Kam ein Falke angeslogen — ach der schüttelte den Delbaum, erweckte mir den Knaben.“ — Ferner vertritt in mythischer Sprache der Habicht den Adler als Vogel des Windes; der Habicht Bedherfölnir, dessen Name schon die Beziehung klar legt, sitzt auf der Weltfische Yggdrasill (Sn. Edd. 15 16), unter seinen Flügeln steht der Wind, wie es in einer Behnformel des Trygdamal bei J. Grimm N. A. 39 heißt „soll landflüchtig und vertrieben sein — — so weit — Sonne den Schnee schmelzt, Feder fliegt, Föhre wächst, Habicht fliegt den langen Frühlingstag und der Wind steht unter beiden seinen Flügeln, Himmel sich wölbt, Welt gebaut ist“; der Habicht endlich ruft in einem neugriechischen Volksliede bei Fauriel II 236 die Winde an, ihnen Ruhe gebietend *ἀπὸ τὰ τοῖνοσσα βονὰ ἰεγαῖν ἔσπε λαλιὰ· πᾶσι, ἀέρες, πᾶσιτε ἀπὸψε ἢ ἄλλῃ μὲν βραδίᾳ*. Bei den Aegyptern war anscheinend der Sperber ein Symbol des Windes, wenn er mit ausgebreiteten Flügeln dargestellt wurde, Horapollinis Hieroglyphica II 15. Anklänge an solche Auffassung des Windes in Vogelgestalt, welche mit Nothwendigkeit zu der Thiersymbolik desselben führen mußte, finden sich in deutschen Miniaturen des Mittelalters, von denen besonders bezeichnend die Vögelköpfe, denen ein Hauch entströmt, im Epternacher Evangelarium zu Gotha sind (vgl. Piper, Christl. Kunst 443), während auf anderen Köpfe vierfüßiger Thiere in gleicher Art erscheinen. Von diesen sind es besonders Pferd, Hirsch, Eber, Wolf und Hund, unter deren Gestalt der Wind thätig ist, indem er die Wolken scheucht, wobei wieder windgetriebene Wolke und treibender Sturm untrennbar ineinander laufende Begriffe sind, eine Vermischung, welche sich so weit erstreckt, daß im Yajurveda (Kuhn a. a. D. 183) bei den Ceremonien, welche der Priester um die zum Opfer bei Eintritt des Neumondes nöthige Milch zu erhalten vollzieht, sechs mit ihren Kälbern zusammengestellte Kühe mit dem Spruche „ihr seid Winde“ angeredet werden, während die Kühe Indras sonst beständig die Wolken vertreten wie auch in deutscher Sage (Nordd. Sag. 310, 3) die Kuh im Stall rast, wenn der wilde Jäger kommt, oder nach norwegischem Aberglauben bei rauhem Wetter Gulda Heerden schwarzer Kuh austreibt. Daß die windgetriebene Wolke als Roß gefaßt zu den ältesten mythenbildenden Vorstellungen gehört, hat Kuhn in dem Aufsätze über Saranyá-Erinny's, Ztschr. f. vgl. Sprachf. I 451 ff. nachgewiesen; umgekehrt die ruhmreichsten Rosse mit Winden zu vergleichen und götterhaft sein zu lassen ist ein Bild, dessen Ausführung die Dichtungen wie die Sagen aller Völker nie ermüdet. Die Rosse der Götter sind Wolken, auf denen sie reiten und den Luftraum durchfliegen; Indra erscheint mit ihnen Rigv. VI 31, 3, fährt auf ihnen, den gesäumten (?) braunrothen Rossen des Windes, Kutsa herbei Rigv. I 174, 5 vgl. I 175, 4, während die griechischen Götter in Roßgestalt sich mit anderen Luftwesen mischen. Unter dem Bilde von Hirschen treten die vier Hauptwinde in der maßlos gewaltigen Schilderung der Weltfische auf, von deren Laube sie fressen, d. h. dessen Wolkenblätter sie aufzehren:

Der Hirsche sind viere,  
die davon fressen,  
mit aufgerecktem Halse:  
Dainn und Dvalinn,  
Durair und Durathor;

d. h. der Entkräftende, Ohnmacht Bringende und der Schlafbringer, der Geräuschliebende und der Thürstarke (Grimm's-Mal 33). Als Eber grimmir wurde der Windgott aufgefaßt, wenn er das Kornfeld in wogende Bewegung setzte (Spruch „der Eber geht in's Korn“), wie das Schiff, welches des Meeres Fläche aufwühlt altn. des Meeres Eber, brimgöltr, brimsvin, brimdyr heißt, oder wenn er Erde und Sand aufwühlend, Feld und Wald verheerend im Wirbelwind einherfuhr; dann erscheint die im Gewitter geschaute himmlische Jagd als Eberjagd und Blize als die leuchtenden Hauer. So deutet u. A. den Eber, welchen (Plutarch. de Isid. 8) der ägyptische Typhon im Mondschein über die Fruchtgefilde des Nil jagt, als glühenden Nachtwind Movers, Phönizier I 224. Der Wolf, über dessen mythische Bedeutung A. Rubin kürzlich in einem besonderen Aufsatze in Haupt's Jtschr. XII, den ich noch nicht habe einsehen können, gesprochen hat, ist häufig das Bild des heulenden und vernichtenden Sturmes, wie denn der Wind in der Sprache der Skalden der Wolf oder Hund des Waldes, des Segels, der Segelstangen, auch bloß der Heuler heißt. Die Gestalt des furchtbaren nordischen Fenriswolves jedoch, der mit klaffendem Rachen einherfährt, daß sein Oberkiefer den Himmel, der Unterkiefer die Erde berührt, während Feuer aus Augen und Nase ihm glüht, ist wohl mehr ein Gesamtbild des mit Blitz verbundenen Gewittersturms. Schließlich sei noch erwähnt, daß nach einer sinnreichen Vermuthung von Schwarz die sogenannte Syanthropie ihre Wurzel in dem Glauben habe, daß im Gewitter ein in demselben thätiges Wesen sich in einen reisenden Wolf verwandle. Ein Mittelglied zwischen dieser mythischen Thatsache und den finstern Sagen, welche von Werwölfen überall seit alter Zeit verbreitet sind (Belege bei J. Grimm D. M. 1047), möchte sich darin finden lassen, daß großes Sterben mit der Winde Wirkung in Verbindung stehend erscheint, die Werwolfswandlungen aber besonders in Zeiten der Pest auftauchen. Nach volksmäßiger Vorstellung nämlich zieht Pest und großes Sterben als blauer Dunst am Himmel herauf (Schwarz a. a. D. 113), oder wird von Drachen gebracht, wie z. B. zur Abwehr davon in der Oberpfalz die Feier eines Drachenkampfes eingefest wurde (Panzer, Bayer. Sagen I 107, 359), oder der Neujahrsturm kündigt sie durch Leichengeruch im Voraus an (Grimm, Abergl. 330), womit der polnische Glaube, daß der wilde Jäger Homen die Pest bringe, (Boywicki, Poln. Volkslag. 1839, 59) übereinstimmt.

Bei der Winde Einwirkung auf Gesundheit, Wachstum und Gedeihen in der gesammten Schöpfung schloß sich nicht minder als an ihre Bedeutsamkeit für Schifffahrt die Verehrung und Sühnung der im Luftgebiet thätigen Gewalten, welche von allen Stämmen in gute und böse geschieden wurden. Opfer und Gebete wurden einerseits den Gottheiten dargebracht, welche den Winden gebieten können zu ruhen oder zu wehen, auf der andern Seite unmittelbar den Windwesen selbst um die wohlthätige Macht zu rufen oder den verderbenbringenden Hauch abzuwehren. Vereint zeigt das Rigveda Opfer für Indra und Bayu auf II 2. 1. 2 i. „Indra und Bayu, diese Opferspenden sind euch bereitet, kommt, mit Speisen, der Trank erwartet euch. Bayu und Indra seht die Spenden bereitet, kommt in Eile herbei, beim Opfer verweilend.“ Für deutsche Stämme sind die schon erwähnten blutigen Opfer, welche den Niesinnen Thorgerdhr und Irpa gebracht wurden (Fornald. Sög. XI 134—137), und der abergläubische Brauch, der dem wüthenden Sturm Mehl seine Eier zu stillen aus dem Fenster schütten ließ (Prätorius Weltbeschreib. I 429, Bamberg), Spuren eines mit Opfern verbundenen Windkultus. Es ist zu bedauern, daß in diesem Punkte wie in den Einzelheiten aller Kulte überhaupt die Ueberlieferung für die indogermanischen Stämme eine äußerst lückenhafte ist; nur Griechen und Römer, welche ich in der gesammten Erörterung grundsätzlich bei Seite gelassen habe, da ich den Windkultus derselben in einer nächstens erscheinenden Schrift besonders besprechen will, nur diese nehmen mit einer reichen Fülle schriftlicher Zeugnisse und Kunstdenkmäler eine Sonderstellung ein.

Mit der Verehrung zusammen hängt der Zauber, durch welchen der Mensch Götter und dämonische Kräfte an sich zu fesseln glaubt. Die Zauberei entwickelt sich in zwei Abschnitten und Stufen, welche sich in der Geschichte der Menschheit ebenso nachweisen lassen, wie an den einzelnen Individuen jeder Zeit. Es sind das die Stufen der Selbsttäuschung und die der absichtlichen Täuschung Anderer außer aus. Der natürliche Mensch nämlich mußte sobald er bei seinem Thun und Handeln eine Wirkung bemerkte, deren Ursache ihm verborgen verborgen blieb, an übernatürliche Kraft in sich glauben und in dieser Meinung bestärkt werden, wenn bei Wiederholung derselben Reihe von Handlungen derselbe unbeabsichtigte und in seinen Gründen dunkle Erfolg eintrat. So ist aller Zauber ursprünglich Selbsttäuschung und meist von einer Menge unnützer Nebenhandlungen begleitet. Von dem Augenblicke an, wo der Erkenntniß des Menschen der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung erschlossen ist, bleiben jene Handlungen als Blendwerk zurück und bestehen als verbergende Hülle fort, wenn zur Täuschung des niedrigeren Fassungsvermögens jene erwünschte Wirkung mit Absicht herbeigeführt wird. Aller Zauber, der über Feuer, Wasser, Luft oder Erde ausgeübt werden soll, gehört seinem Wesen nach nicht dieser zweiten, sondern der ersten Stufe an, an deren abschließender Ausbildung er gleichsam steht. Getragen von dem durch Zufall oder Lehre in ihm erweckten Bewußtsein übernatürlicher Gewalt suchte der Mensch auch der Elemente mächtig zu werden und zwar durch symbolische Handlungen und das stets mit geheimnißvoller Kraft begabt gedachte gesprochene oder geschriebene Wort. Symbolische Bindung oder Lösung und Beschwörung durch Worte sind die nachweisbaren Formen des Windzaubers bei den Indogermanen. Allen gemeinsam ist die Anschauung von der Windfesselung nicht in dem Sinne allein, daß die von einem Gott erregte Windgewalt zuletzt von sterblicher Hand in Fesseln geschlagen wird, sondern auch in der Weise, daß der Wind von Sterblichen gebunden wird, um entfesselt sterblichen Zwecken zu dienen. Mit Zaubergesängen beschwichtigten die persischen Magier den am Hellespont stürmenden Nord (Herodot. VII 191) *ἡμέρας γὰρ δι' ἐχειμάζε τρεῖς .τέλος δὲ ἔντομά τε ποιεῖντες καὶ καταειδόντες γόησι τῷ ἀέμῳ οἱ μέγιστοι πρὸς τε τοῖτοισι καὶ τῇ Θέῳ καὶ τῇσι Νηρηΐσι θύοντες ἔπαισαν τετάρτη· ἢ ἄλλως ὡς αὐτὸς ἐθέλων ἐκόπασε*, während sie durch Rauchwerk und kräftige Beschwörung Unwetter abwendeten Plin. N. H. XVII 10 Persis vero suffitu Achatarum tempestates averti et praeterea fulmina . . . . Bei den Indern sah Apollonius von Tyana (Flav. Philostratus V. A. III 14) zwei Fässer von schwarzem Stein, dem Regen und den Wolken bestimmt, von denen das erstere zur Zeit großer Dürre geöffnet Wolken aussenden und das ganze Land befruchten, verschlossen aber den Regen wieder hemmen sollte, während das letztere durch die entsprechende Oeffnung einen der Winde frei werden ließ um seine Zeit zu wehen. Man wird durch diese Fässer, deutliche Symbole der Regen- und Windwolken (vgl. oben), sofort an den deutschen Glauben erinnert, daß Regen durch das Rollen und Zersprengen von Fässern Sturm erzeugen (vgl. Grimm D. M<sup>2</sup> 1042). Dem Fasse entspricht der Windsack, den von den Griechen abzusehen auch Germanen kennen z. B. die Ditmarsen, oder der nordische Wetterbalg, vedhrbelgr, wie Dgautan und Mōndull einen besaßen, bei dessen Schütteln Sturm und Wind ausbrach (Fornald. Sög. II 412 und III 338). In dem Wetterhut Königs Girifr in Schweden, nach dem der Wind sich richtete, der deshalb Vedhrhatr hieß, ist die Wolke wie in dem Erscheinen Odhins als Hut gefaßt, vgl. Sævo Gr. 175 Nl. Magn. III 13. Die Wettermacher und Zauberer, immissores tempestatum, tempestarii, incantatores, bildeten im Mittelalter von früh an eine förmliche Genossenschaft, gegen die ebenso wie gegen cauculatores Gesetzesvorschriften wie Lex. Visig. VI 2, 3 und Capitularien gerichtet wurden z. B. 789 von Karl d. Gr. M. G. H. Capit. Car. Magn. c. 63, welche Erlasse jedoch, weil sie ihren Gegenstand als völlig bekannt voraussetzen, nicht soviel Interesse gewähren als mehrere Stellen des Werkes des Bischofs Agobard († 840) contra insulsam vulgi opinionem de grandine et tonitruis ed. Baluz. bef. I 145 f. 153—162. Bei den Esthen suchte man den Wind durch Pfeifen oder durch Aufhängen einer Schlange und eines Beiles herbeizulocken (vgl. Friedreich Symb. u. Myth. 81) d. h. entweder durch Nachahmung des Windgeräusches oder durch Sinnbilder des Gewitters. Bei den Finnen endlich knüpfte und löste man den Wind unter dem Bilde eines Knäuels wie Dlaus Magn. III 15 und Seb. Frank Weltbuch 60 d. berichten, obwohl Letzterer nur die

Sache erwähnt. Weit früher schon findet sich darüber eine interessante Erzählung in dem etwa 1360 abgefaßten Werke des Bartholomæus Anglicus de proprietatibus rerum XV 172, welche ich nach Grimm D. M<sup>2</sup> 606 mittheile: Gens est (Vinlandiæ) barbara, agrestis et sæva, magicis artibus occupata unde et navigantibus per eorum litora vel apud eos propter venti defectum moram contrahentibus ventum venalem offerunt atque vendunt. Globum enim de filo faciunt vel diversos nodos in eo connectentes usque ad tres nodos vel plures de globo extrahi præcipiunt secundum quod voluerint ventum habere fortiolem. Quibus propter eorum incredulitatem illudentes demones aerem concitant et ventum maiorem vel minorem excitant, secundum quod plures nodos de filo extrahunt vel pauciores et quandoque in tantum commovent ventum, quod miseri talibus fidem adhibentes justo iudicio submerguntur.

